

Weihnachten

Autor(en): **Schaper, Edzard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **58 (1971)**

Heft 23-24: **Die Rolle des Lehrers im Wandel**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-536165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Betrachtung

Weihnachten

Edzard Schaper

... So lange die Kirche anfangs gezögert hatte, ein Fest der Geburt ihres Herrn zu feiern, so rasch breitete das Weihnachtsfest sich später aus. In Mitteleuropa stieg es in kurzer Zeit zum Hauptfest des Jahres auf. Aber auch der Osten wurde von dieser Entwicklung ergriffen. Allenthalben erfüllte es, weil es so freundlich sinnfällig ist und vor Goldfitter und lebendigem Licht nicht als Konfrontation mit der Armut und dem Elend des Eintritts Gottes in die irdische Geschichtlichkeit gefeiert wird, alle Herzen. Der heilige Chrysostomus nannte Weihnachten «die Brunnenstube des Christentums». «Von hier sind», sagte er, «wie Flüsse, die von einer Quelle nach verschiedenen Seiten strömen, alle anderen großen Tage des Kirchenjahres ausgegangen.» Aber... Das große Aber, das Sie so gut wie ich im Auge haben und das mit jedem Jahr, das dem Zeitalter der industriellen Massengesellschaft zuwächst, um ein nicht Unbeträchtliches mehr als Ärgernis erscheint: von der Tat Gottes, seinem Hineinwirken mit der Geburt des Gottessohnes in die Geschichte der Menschheit, der die Majestät Gottes allmählich entschwunden ist, bis Nietzsche: «Gott ist tot!» rufen und der Antichrist sein weltumspannendes Reich hat aufrichten können, ist bei der Menschheit nichts oder ganz, ganz wenig übrig geblieben, was der Dimension des Metaphysischen angehört. Hätte der menschengewordene Gott, Jesus von Nazareth, der den härtesten aller irdischen Leidenswege bis zum Kreuz schritt, für die sich von Gott verlassen Fühlenden nicht zum nächsten aller menschlichen Mitbrüder und zugleich zum greifbarsten Stück Göttlichkeit werden müssen, als sein Vater für die Menschheit immer mehr ins Dunkel des Unfaßlichen entglitt und die tragische

Autonomie des Menschen sich mit jedem Jahrhundert neu und immer selbstherrlicher begründete?

Ja. Aber es ist nicht geschehen, obwohl wir heute unter der Tyrannei des Physischen und Materiellen leben und die Suggestion des Tatsächlichen, Authentischen unser ganzes Dasein als ein geheimer oder offener Widerspruch gegen die Tatsächlichkeit und Authentizität Gottes in Christus beherrscht. Nur der Bereich des Greifbaren, zu Handen Gegebenen wird zum Tätigkeitsbereich einer möglichen sittlichen Bewährung. Der seelische Grundwasserspiegel sinkt ab; die Wurzeln des Natürlich-Menschlichen vermögen die nährenden Quellen des Übernatürlichen nicht mehr zu erreichen. Der Glaubensverlust im pragmatischen Denken des sozialen Wohlfahrtsstaates beraubt den modernen Menschen allzu oft jener Dimension, in der das Christentum beheimatet ist. Und nicht ein aggressiver Unglaube ist in den Reihen der Kirchgänger-Christen die größte Gefahr, die im Osten schon zum Verhängnis des Untergangs geworden ist, sondern die Lauheit, die Indifferenz in einer bloß dem Diesseits zugewendeten Zivilisation, die das «Welt ging verloren, Christ ward geboren» auszudenken als einen störenden oder, schlimmer, als einen bedeutungslosen Schatten im kleinen Glück des industrialisierten Biedermeiers vor Fernsehschirm und Hausbar empfindet. Und wieviel Gutes, ja Großartiges auch von einzelnen Arbeitern im «Weinberg des Herrn» geleistet werden mag – die höhere Hierarchie ist um Konferenztische versammelt, bereitet Reformen von etwas vor, was längst nicht mehr als Offenbarung, sondern als totes Zeremonial empfunden wird, und tagt und tagt, je näher die Nacht der Christenheit heranrückt.

Es wäre voreilig, diese Meinung als «Kulturpessimismus» abzutun. Das merkantile, lärmige Drum und Dran hat immer von der Weihnacht Besitz ergriffen, denn dieses Fest lädt eben gerade, weil es so allgemein menschlich ist, zu Allzumenschlichkeiten ein. Jede Zeit ist versucht, ihren Handel und

Wandel zum Einbruch der Ewigkeit in die Zeit, zum Erscheinen Gottes unter den Menschen, hinzuzutun. Insofern ist immer noch ein geistiges Erbe der frühesten Christenheit virulent. Nur ist im Bewußtsein der Weihnacht feiernden christlichen Menschheit von heute dem eben Geborenen nicht mehr seine Sterblichkeit zugeordnet, die man früher nie aus den Augen verloren hatte. Es steht nur eine Krippe mit einem «süßen Jesuskind» und einem «holdseligen Paar» vor Augen. Eine Krippe ohne Kreuz dahinter aber wird ebenso häßlich und zwiespältig wie ein Kreuz ohne Krippe.

«Zwanzigstes Jahrhundert», notierte Charles Péguy bereits im Jahre 1913. «Die Welt hat sich seit Jesus Christus weniger verändert als in den letzten dreißig Jahren... Die Welt ist so sehr anders geworden, daß wir noch nicht einmal die Organe und Kategorien für die Wahrnehmung dieses Vorgangs entwickelt haben. Sie ist uns enteilt. Wir müssen ganz neu in ihr domestiziert werden. Die traditionellen Antworten (des Christentums) genügen nicht für die Fragen, die sich von den Denk- und Lebensverhältnissen der nur weltlich gewordenen Welt her an es ergeben.»

Das ist kein Standpunkt, der sich um die Anerkennung organisationsfreudiger Kirchenfunktionäre, welcher Konfession auch immer, bemüht. Es ist die Nachdenklichkeit jener, die es mit der Meinung des alten Christoph Blumhardt halten, daß an Weihnachten die Engel geweint haben, weil sie des Karfreitags inne waren, und daß sie am Karfreitag gelacht haben, weil sie schon um die Herrlichkeit der Auferstehung und der Ostern wußten.

Ich möchte sagen, daß es eine Meinung unter dem letzten erkennbaren Strich des Glaubens war und ist. So hat sie auch Dietrich Bonhoeffer aufgeschrieben, als er vor seinem letzten Weihnachten auf dieser Welt im Gefängnis der Gestapo schrieb: «Wir sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens zurückgeworfen. Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und Heiliger Geist, was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was «Leben in Christus» und Nachfolge (Christi) heißt – das alles ist so schwer und so fern, daß wir es kaum mehr wagen, davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir

etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es bereits fassen und aussprechen zu können.»

Diese existenzielle Skrupulanz wäre allen not und heilsam, welche die Kirche als unfehlbar verstanden und dabei vergessen haben, daß Unfehlbares nur existieren kann, wo ein Ziel ist und im Religiösen ein personales Gegenüber besteht, das erreicht oder verfehlt werden kann. Bonhoeffer sah voraus, daß das «qualifizierte Schweigen», zu dem ja der echte Teil der russischen Orthodoxie heute schon gezwungen ist, der Kirche unter Umständen besser anstehen könnte als die Weitergabe großer, unverständener, unerklärter Worte. Deshalb sagt er: «Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muß neu geboren werden aus Beten und Tun. Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert!»

Dann wären wir wieder im echten Sinn als Menschheit die Sache Gottes, in welche seine weihnächtliche Tat in Gestalt der Entsendung seines Sohnes hineinwirkt, wie der Sauerteig in der trägen Masse von Mehl und Wasser es tut. Dann wäre die Weihnachtsfeier, die den im Geist Redlichen schon so lange schwergemacht worden ist und sie bisweilen aus dem Bannkreis dieses freudigen Festes hat in den Puritanismus fliehen lassen, wieder Wirklichkeit und nicht nur jener «holde Zauber», den man diesem Feste nachsagt.

Freilich, eine andere Art von Weihnacht als jene, welche die Hirten von Bethlehem gehabt haben, bekämen wir immer noch nicht, auch wenn wir in unserem Christfest die ganze Fülle des Kreuzes, das Auferstehung und Himmelfahrt mit einbeschließt, feiern dürften. Wir blieben «nur» Glaubende, aber wir kehrten, wie die Hirten, nicht einfach in unsere alltägliche Armseligkeit zurück, sondern «wir kehrten wieder um und priesen Gott für alles, was wir gehört und gesehen haben, wie denn zu uns gesagt ward...»...

Aus: Edzard Schaper — Auf der Brücke der Hoffnung. Betrachtungen zur Weihnacht. Arche Verlag, Zürich 1968.